

Aus dem Inhalt:

Sieben – die Zahl
der Fülle und Vollendung

Kernsätze des Tempels

Von der Toleranz,
die Jesus predigte und übte

Vom Kloster zum Tempel

Gemeindehaus wird restauriert

TREFFPUNKT

Gemeindemitteilungen

Sieben – die Zahl der Fülle und Vollendung

Der legendäre Tempel Salomos in Jerusalem sollte dem Gott Israels zur Wohnung dienen. Doch nach der feierlichen Einweihung, zu der sich »alle Männer in Israel« unter Anleitung der Ältesten versammelt hatten, schien dem König für einen Augenblick dieses Haus zu eng zu sein für einen Gott: *»Sollte Gott wirklich auf Erden wohnen? Siehe, der Himmel und aller Himmel Himmel können dich nicht fassen – wie sollte es dann dies Haus tun, das ich gebaut habe?«* (1 Kön 8,27).

Diese Worte sind von geradezu fundamentaler Bedeutung für die Erkenntnis des biblischen Denkens und der biblischen Sprache. Der Herr, der Eine, ist Geist. Das ist Israels große Erkenntnis. Dadurch unterscheidet es sich grundlegend von den anderen alten Völkern, die mit der Hand gefertigte, sichtbare Götter verehrten. Himmel ist das Bild einer unanschaulichen, unsichtbaren Wirklichkeit.

Die Weihe des salomonischen Tempels fand im israelitischen Monat Etanim, dem *siebten* Monat, statt. Im Tempel stand als heiliges Gerät der *siebenarmige* Leuchter. Damit ist eine Besonderheit der biblischen Sprache erwähnt, die beim Lesen der Bibel oft nicht genügend zur Kenntnis genommen wird, nämlich die symbolische Bedeutung von Zahlen, in diesem Fall der Zahl *sieben*. Man kann sagen, die Zahl *sieben* sei für die Israeliten eine *heilige* Zahl gewesen.

Aber sie war noch mehr als das. Sie war die Zahl der Fülle und der Vollendung, wie man an der biblischen Schöpfungsgeschichte beispielhaft zeigen kann: *»So vollendete Gott am siebenten Tage seine Werke, die er machte, und ruhte am siebenten Tage von allen seinen Werken, die er gemacht hatte.«* (1 Mo 2,2). Die Schöpfungstage waren ein Ausdruck für die *Gedanken Gottes*; sie waren ein Gleichnis für die »Urzeit« und hatten überhaupt nichts mit unserer »Uhrzeit« zu tun. Es ist unverständlich, wie sich Menschen heute noch krampfhaft an die sieben »Tage« der Schöpfungsgeschichte klammern können, so als ob dieser Mythos die Reportage eines Hausbaus gewesen wäre.

Kernsätze des Tempels

Wir sehen als einen Christen jeden Menschen an, der zuerst nach dem Reich Gottes trachtet in Liebe zu Gott und zum Nächsten wie zu sich selbst, und reichen ihm als Bruder die Hand, denn das – und nichts anderes – macht ihn zum Christen, d.h. einem Nachfolger Jesu.

(Dr. Richard Hoffmann, 1969)

Schon die Babylonier hatten das Jahr nach den Mondumlaufzeiten von jeweils 4 mal 7 Tagen eingeteilt. Die Woche von 7 Tagen war ein geschlossener Abschnitt für sich, ein Ganzes. Die Sieben hat daher von den 7 Wochentagen her seit alten Zeiten die Bedeutung »das Ganze«, »alles«. Gott schuf die Welt in 7 Tagen bedeutete also, er schuf etwas Ganzes, etwas Vollkommenes.

In dieser Bedeutung kommt die Sieben in der Bibel unzähligmale vor. Fast jede alttestamentliche Geschichte enthält eine Zeitangabe mit der Zahl sieben: »sieben Tage«, »sieben Monate«, »sieben Jahre«. So wie der Mensch an jedem siebten Tag seine Arbeit ruhen lassen muß, sollte im alten Israel das Land in jedem siebten Jahr einen »Sabbat« halten, d.h. un bebaut bleiben und brachliegen; außerdem sollten alle noch ausstehenden Schulden erlassen werden. Nach 3 Mo 25,8-55 sollten in jedem 49. Jahr (7 x 7 Jahre) alle ursprünglichen Besitzverhältnisse wiederhergestellt werden (weil das Land als unveräußerlich galt) und die Sklaven israelitischer Volkszugehörigkeit ihre Freiheit wiedererlangen.

Aber die Sieben bezieht sich nicht nur auf die Zeit, sondern auch auf Dinge. In der Sintflutgeschichte weist Gott Noah an, was er mit sich in die Arche nehmen soll: *»Von allen reinen Tieren nimm zu dir je sieben, desgleichen von den Vögeln unter dem Himmel je sieben. Denn von heute an in sieben Tagen will ich regnen lassen auf Erden vierzig Tage und vierzig Nächte und vertilgen von dem Erdboden alles Lebendige, das ich gemacht habe.«* (1 Mo 7,2-4).

Und in der Josefsgeschichte gibt es die seltsamen Träume des Pharao von den sieben fetten und den sieben mageren Kühen und von den sieben dicken und den sieben dünnen Ähren, die Josef als Vorhersage für sieben fruchtbare Jahre und sieben Jahre des Hungers im Nilland deutete.

Als die Israeliten nach ihrer Wüstenwanderung vor der Stadt Jericho angekommen waren, erhielt ihr Anführer Josua von seinem Gott Jahwe diese Anweisung: *»Laß sieben Priester sieben Posaunen tragen vor der Lade her, und am siebenten Tage zieh siebenmal um die Stadt, und laß die Priester die Posaunen blasen.«* (Jos 6,4). Bei soviel Symbolik muß man ja fast zwingend auf eine mythologische Erzählung schließen.

Die symbolhafte Sieben ist aber nicht auf das Alte Testament beschränkt. In der Apostelgeschichte (6,3) werden sieben Männer aus der jungen Christengemeinde zu Diakonen (Gemeindehelfern, Predigern) bestellt. Im Matthäusevang. (22,25) geben die Sadduzäer in ihrer Erörterung der Auferstehungsfrage das Beispiel einer Frau, die nacheinander mit sieben Brüdern verheiratet war. Und in Mk 16,9 hatte Jesus der Maria von Magdala irgendwann einmal »sieben böse Geister« ausgetrieben.

Sicher wird uns nun an der Geschichte der Speisung der 4000 (Mt 15,32ff.) einiges klar, wenn wir hören, daß für die versammelten Menschen »sieben Brote« zur Verfügung standen. *»Und sie aßen alle und wurden satt; und sie sammelten auf, was an Brocken übrigblieb, sieben Körbe voll.«* Bei der Erzählungsvariante von der Speisung der 5000 lautete der Vorrat: 5 Brote und 2 Fische (zusammen also 7 Nahrungsmittel). Die Sieben bedeutet auch hier: »alles«. Der Herr hat *alles* zur Verfügung, um Menschen satt zu machen.

Unvergessen dürfte allen Christen auch die Mahnung Jesu an seine Jünger sein, *siebenmal siebzigmal* zu verzeihen. Und wer kennt nicht die *sieben* Bitten des Vaterunsers!?

Den Rekord in der Verwendung der Sieben hält die Offenbarung des Johannes, diese mit Symbolen vollgepackte neutestamentliche Dichtung. Da ist von den sieben Sendschreiben an die Gemeinden (Kap. 2 und 3), den sieben Hörnern des Lammes (Kap. 5), den sieben Häuptionern des roten Drachens (Kap. 7), den Engeln der sieben Kirchen (Kap. 8), den sieben Sternen und sieben Wolken (Kap. 16), den sieben goldenen Leuchtern (Kap. 1) und den sieben Donnerstößen (Kap. 10) die Rede – alles Bildworte, deren Sinn den wenigsten von uns Heutigen noch deutlich ist.

Vieles, was wir in unserer Alltagssprache haben, geht auf einen biblischen Ursprung zurück. Auch heute noch wird die Sieben in einigen Redewendungen benutzt, wenn wir davon sprechen, bei einer Reise »unsere sieben Sachen« einzupacken, oder wenn wir uns beim Hochgefühl des Glücks »im siebten Himmel« wähnen. Wenn uns ein Wissensgebiet «ein Buch mit sieben Siegeln» ist, dann meinen wir damit, daß wir davon nichts verstehen. In der Offenbarung (5,1-4) können wir lesen, woher diese Bedeutung kommt: *»Und ich sah in der rechten Hand dessen, der auf dem Thron saß, ein Buch, beschrieben innen und außen, versiegelt mit sieben Siegeln. Und ich sah einen starken Engel, der rief mit großer Stimme: Wer ist würdig, das Buch aufzutun und seine Siegel zu brechen? Und niemand, weder im Himmel noch auf Erden noch unter der Erde, konnte das Buch auf tun und hineinsehen.«*

Ich hoffe sehr, daß die biblischen Schriften, die so manchen Aufschluß über das menschliche Leben geben können, durch fehlenden Zugang und unzureichende Erläuterung für uns nicht zu einem »Buch mit sieben Siegeln« werden.

Peter Lange

Wer nicht gegen mich ist, der ist für mich

Brigitte Hoffmann

Von der Toleranz, die Jesus predigte und übte

»Da fing Johannes an und sprach: Meister, wir sahen einen, der trieb böse Geister aus in deinem Namen; und wir wehrten ihm, denn er folgt dir nicht nach mit uns. Und Jesus sprach zu ihm: Wehrt ihm nicht! Denn wer nicht gegen euch ist, der ist für euch.« (Lk 9,49-50)

Dieser Text steht im Evangelium unmittelbar hinter der Szene der Auseinandersetzung der Jünger über die Frage, wer von ihnen wohl der Größte sei. Schon beim ersten Lesen empfand ich einen Zusammenhang zwischen beiden Begebenheiten, und als ich dieses Gefühl zu analysieren versuchte, fand ich ihn in der Ähnlichkeit des Gegensatzes zwischen Jesus und den Jüngern.

So wie die Jünger in der ersten Szene engherzig ihre Verdienste *gegeneinander* aufrechnen, so tun sie es in der zweiten *dem Fremden gegenüber*, der im Namen Jesu böse Geister austrieb. »Er folgt uns nicht nach« – das kann heißen: er macht es nicht genauso wie wir; oder: er schließt sich uns nicht vorbehaltlos an; oder: wir können nicht kontrollieren, was er macht; oder auch: er nimmt nicht auf sich, was wir auf uns nehmen. In jedem Fall: er macht es nicht genauso wie wir, also soll er auch nicht in deinem Namen etwas Gutes tun dürfen.

Dagegen setzt nun Jesus das großartig souveräne: »Wehrt ihm nicht, denn wer nicht gegen euch ist, der ist für euch.« Bei Markus setzt er noch die nüchterne Erklärung hinzu: »Denn wenn er in meinem Namen böse Geister austreibt, kann er nicht leicht Übles wider mich sagen.«

Es gibt im Neuen Testament auch eine Stelle, wo genau das Gegenteil Jesus in den Mund gelegt wird: »Wer nicht für uns ist, der ist gegen uns.« In ihrer lapidaren Gegensätzlichkeit können eigentlich nicht beide Aussagen echt sein. Ich persönlich halte diejenige in unserem Text für die echte. Vielleicht einfach deswegen, weil sie mir besser gefällt. Aber auch, weil sie mir besser zu Jesus zu passen scheint. Jesus war nicht jemand, der sich über Unwesentliches ereiferte. Ich erinnere an das Gleichnis von den beiden Söhnen, wo derjenige, der zuerst Nein sagt zum Auftrag des Vaters und dann doch hingehet und ihn ausführt, als der bessere gesehen ist. Wichtig ist allein, daß der Auftrag ausgeführt wird. Jesu Kampf mit den Pharisäern um Geist oder Buchstaben des Gesetzes weist in dieselbe Richtung.

Die Reaktion der Jünger zeigt einmal mehr ihre Kleingläubigkeit: Sie haben nicht verstanden, worauf es Jesus ankommt, und deshalb halten sie ängstlich an Äußerlichem fest, um nichts Falsches zu tun und nichts Falsches zuzulassen. Demgegenüber spiegelt Jesu Haltung die Sicherheit und das Vertrauen dessen, der sich seines göttlichen Auftrags bewußt ist – Selbstvertrauen und Gottvertrauen fallen hier in eins. Und die Großzügigkeit dieser Haltung spricht uns unmittelbar an.

Eine ähnliche Großzügigkeit können wir bei Jesus auch an anderen Stellen beobachten. Zum Beispiel wird bei der Heilung von Aussätzigen meist berichtet, daß er sie anschließend zum Priester schickte, damit sie sich dort ihre Heilung bestätigen ließen und die vorgeschriebenen Opfer darbrachten. Ich glaube nicht, daß er, der dagegen kämpfte, daß man Zeremonien für den Inhalt der Religion hielt, gerade dieses Ritual wichtig nahm. Vielleicht wollte er die Geheilten zur Dankbarkeit erziehen. Wichtiger war etwas anderes: Ohne dieses Ritual war die Heilung für die Kranken nur die halbe Rehabilitation. Sie waren zwar gesund, aber wenn ihnen das nicht offiziell vom Priester bestätigt wurde, blieben sie weiter als Aussätzige aus der Gemeinschaft ausgestoßen. Jesus stellte also hier das Wohl der Geheilten höher als seinen Kampf gegen leere Rituale. Und auch hier, denke ich, ist es keine Frage, daß wir ihm vorbehaltlos zustimmen.

Trotzdem müssen wir uns fragen, ob eine solche Großzügigkeit immer gerechtfertigt ist, ob das großartig »Wer nicht gegen euch ist, der ist für euch« in jeder

Situation gilt. Die in unserem Text geschilderte ist relativ problemlos: der Fremde »trieb böse Geister aus«, d.h. er heilte Kranke, half den Menschen, und das war nun ganz gewiß im Sinne Jesu. Wenn er das im Namen Jesu tat, so hieß das, daß er selbst glaubte, daß Jesus eine Macht über diese Geister hatte, die ihm nur von Gott gegeben sein konnte; und wenn er damit Erfolg hatte, demonstrierte er diese Macht auch für andere – modern gesprochen: er machte Reklame für Jesus. Es wird nichts darüber gesagt, daß er irgend etwas gelehrt hätte, also auch nichts, was im Widerspruch zu Jesu Lehre stand. Wenn er verlangt hätte, die Geheilten sollten zum Dank nun Jesus Opfer darbringen, hätte dieser wohl anders reagiert – obwohl der Fremde auch in diesem Fall sich nicht *gegen* Jesus gestellt hätte. Nicht gegen ihn selbst, aber gegen einen wichtigen Punkt seiner Überzeugung: daß Opfer, wenn überhaupt, nur Gott dargebracht werden sollten, und, darüber hinaus, daß sie eigentlich irrelevant sind, im besten Fall überflüssig, im schlechten Fall schädlich.

Das Beispiel zeigt: ganz uneingeschränkt kann das »Wer nicht gegen euch ist, der ist für euch« nicht gelten. Jede Religionsgemeinschaft, im Grunde schon jeder Verein, muß eine Grenze ziehen für das, was sie in ihrem Namen verkündet haben will und was nicht. Und um die Frage, wo man sie zieht und ziehen soll, wird heute noch genauso gestritten wie vor 2000 Jahren.

Unser Text bedeutet wohl, daß Jesus diese Grenze weit gezogen sehen wollte: der fremde Heiler bekannte sich zu ihm und handelte in seinem Sinne – das genügte ihm, um ihn nicht zurückzuweisen. Das ist übrigens auch der Maßstab, den Christoph Hoffmann angelegt wissen wollte und den wir von ihm übernommen haben.

Daß Jesus von denen, die nach seinem Vorbild und seiner Lehre leben wollten, viel mehr verlangte, wissen wir: ein völliges Umdenken, ein Leben der Hingabe an Gott und den Nächsten. Aber es ging ihm nicht um ein Ab- und Ausgrenzen. Die Botschaft galt allen, und kommen durften auch die, die sie nur halb verstanden und akzeptiert hatten. Vielleicht würden sie mit der Zeit besser verstehen – er brachte den Menschen Vertrauen entgegen.

Jesu Nachfolger und Verkünder haben diese souveräne Toleranz im allgemeinen nicht aufgebracht. Wahrscheinlich schon die Apostel nicht. Paulus wirft den Korinthern vor, daß sie gerne zuhörten, »wenn einer zu euch kommt und einen anderen Jesus predigt, den wir nicht gepredigt haben«. Wir wissen nicht, was für ein »anderer Jesus« da gepredigt wurde, vielleicht gab es gute Gründe für diese Ausgrenzung. Trotzdem: schon hier beginnt die lange Tradition des Ausgrenzens und Verdammens in der Geschichte des Christentums, ob es nun um die richtige Auffassung von der Person Jesu oder um die richtige Auslegung der Abendmahlsformel ging – fast immer um Dinge, die für Jesus selbst keine Rolle gespielt hatten.

Das war sicher nicht im Sinne Jesu, und deshalb denke ich, daß Hoffmann recht hatte, wenn er nur das Wirken für das Reich Gottes als einzig wesentliches Kriterium gelten ließ. Aber selbst Hoffmann hat zumindest einmal gesagt, daß diese frühe Aufstellung von Glaubenssätzen wohl eine historische Notwendigkeit war,

wenn das Christentum Bestand haben sollte: jede neue Religion oder Konfession muß sich definieren, indem sie ihre Überzeugung klar herausarbeitet und die Unterschiede gegenüber anderen deutlich macht – und das bedeutet Abgrenzung und Streit. Das gilt auch für uns Templer, auch wenn wir nicht mehr so ganz neu sind. Und zwischen dieser Notwendigkeit und der Toleranz des »Wer nicht gegen uns ist, der ist für uns« müssen wir einen Weg finden.

Ich will aber hier weder die Religionsgeschichte noch die Politik der Tempelgesellschaft zum Thema machen, sondern zum Abschluß noch die Frage stellen, was dieses »Wer nicht gegen euch ist, der ist für euch« für den Einzelnen bedeutet. Es betrifft unsere Einstellung gegenüber anderen Gruppen, Konfessionen, Religionen. Natürlich sind wir ihnen allen – oder doch fast allen – gegenüber tolerant. Toleranz gehört heute zur political correctness, politisch und religiös zum guten Ton. Und wir als Templer sind es sowieso.

Es bedeutet aber ein bißchen mehr als anzuerkennen, daß die anderen auch Menschen sind und daß alle Religionen zu Gott führen können. Eine australische Templerin, die einen Muslim geheiratet hat, Muslimin geworden, aber zugleich Templerin geblieben ist, schrieb vor etwa einem Jahr einen Artikel im »Templer Record« über den Islam und ihre eigene Einstellung, dessen Hauptaussage lautete, sie sehe keinen wesentlichen Unterschied zwischen Tempelglauben und Islam: »Wir beten zu *einem* Gott«. ich habe damals eine Antwort geschrieben und herausgestellt, daß ich sehr wohl Unterschiede zwischen Tempelglauben und Islam sehe. Und ich denke auch heute noch, daß das richtig war. Was ich oben in Bezug auf einzelne Menschen gesagte habe, gilt auch in Bezug auf Gemeinschaften: wir dürfen und sollen die Unterschiede zur Kenntnis nehmen. Das ist auch ein Teil der Achtung vor den anderen.

Mir persönlich war der Artikel der australischen Templerin aber vor allem aus einem anderen Grund wichtig. Aus der Art, wie sie den Islam beschrieb – als eine Religion des Friedens, der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit – und das Miteinander in ihrer muslimischen Gemeinschaft – herzlich, offen, tolerant –, wurde mir am Beispiel lebendig, was mir bisher nur Theorie gewesen war: so kann Islam auch sein. Das hätte ich theoretisch nie bestritten, aber gesucht hätte ich es nur bei einzelnen Muslims, nicht bei muslimischen Gemeinschaften.

Man kann Vorurteile haben, auch wenn man sich um Toleranz bemüht. Unterschiede im Sinne der Toleranz zur Kenntnis zu nehmen, heißt: ohne Vorurteile zuerst das Gemeinsame zur Kenntnis zu nehmen und dann das Trennende, zuerst das Gute und dann das Negative. »Wer nicht gegen euch ist, der ist für euch«. Und davon sind wir oft auch dann noch weit entfernt, wenn wir, subjektiv ehrlich, Toleranz predigen.

Noch ein Beispiel: Als die Muslimin Fereshta Ludin den Antrag stellte, auch als Lehrerin an einer deutschen Schule ein Kopftuch tragen zu dürfen, wurde dieser Antrag – bis jetzt in zweiter Instanz – vom Gericht abgelehnt. Was mich noch mehr erschreckte, war die öffentliche Resonanz: quer durch die Parteien und quer durch den Blätterwald – auch z.T. den liberalen – wurde das Urteil von den meisten

Kommentatoren gutgeheißen; mit Argumenten, die mir absurd erscheinen: Sie müsse anerkennen, daß das Kopftuch ein politisches Symbol sei – wieso ist es das? eine Umfrage unter muslimischen Studentinnen in Deutschland – mit und ohne Kopftuch – hat ergeben, daß es für 90% von ihnen nicht einmal ein religiöses ist, sondern ein Zeichen ihrer Identität und Selbstachtung oder auch ganz pragmatisch ein Schutz gegen Anmache; es sei unislamisch, weil es nicht im Koran stehe – letzteres stimmt zwar, aber wie kommen wir dazu, einer Muslimin vorzuschreiben, was sie als islamisch zu empfinden hat?; sie müsse als Lehrerin ein Vorbild für die Demokratie sein – sie ist bereit, aus Überzeugung den Eid auf die deutsche Verfassung zu leisten – wieso glaubt man ihr nicht? usw.

Mir scheint, daß diese ganzen mehr oder weniger heuchlerischen Abwehrmechanismen Angst spiegeln, Angst vor dem Fremden an sich, Angst davor, daß sich dieses Fremde als stärker erweisen könnte. Eine Muslimin, die aus religiöser Überzeugung ein Kopftuch trägt, auch wenn sie das die staatliche Anstellung kostet, nimmt ihren Glauben ernst – wie viele Christen tun das? Haben wir deshalb Angst?

Um den anderen, die anderen rückhaltlos anzunehmen, anzuerkennen, brauchen wir Vertrauen. Wenn wir unseren eigenen Glauben ernst nehmen, nicht nur sagen, sondern erfahren, daß er ein guter Weg ist – nicht der allein richtige, aber der für uns richtige Weg zu dem einen Gott, der hinter den Gottesbildern aller Religionen steht –, dann gewinnen wir die Freiheit, andere Religionen ernst zu nehmen, das Gemeinsame zu sehen, vielleicht auch zu erkennen und zuzugeben, daß sie für manche Probleme bessere Antworten haben als wir, und dann darin nicht eine Bedrohung, sondern einen Gewinn zu sehen, templerisch gesprochen: daß auch andere Religionen einen wesentlichen Beitrag zum Reich Gottes leisten können.

Dieses Vertrauen, das uns erlaubt, uns zu freuen über die Gaben anderer Menschen und die Leistungen anderer Religionen, bietet uns unser Glaube, der Glaube Jesu an einen Gott, der alle annimmt, die guten Willens sind. Wir wollen dankbar dafür sein und uns bemühen, das Angebot anzunehmen.

(aus einer Ansprache in der Stuttgarter Tempelgemeinde am 13. Sept. 1998)

LEBENSERFAHRUNGEN

Vom Kloster zum »Tempel«

Als eifriger Kirchgänger und Rotkreuzler wurde ich vom Herrn Pfarrer gefragt, ob ich denn nicht nach meiner inneren Berufung suchen und mich als Gast in verschiedenen Klöstern vorstellen wolle. Trotzdem ich kein junger Mann mehr bin, eher ein sogenannter »Spätberufener«, war ich im engeren Kreise der Ordensmänner herzlich willkommen. So trat ich die Reise in vier Klöster verschiedener Kongregationen an. Mein Weg führte über Aachen nach Würzburg, von Reutlingen bis Gars am Inn.

Es war recht erstaunlich, was diese Orden so alles an Leistung erbrachten unter der Befolgung der Gelübde der Armut, der ehelosen Keuschheit und des absoluten Gehorsams gegenüber Papst und Prior. Man betätigte sich in der Landwirtschaft, in graphischen Betrieben, in der Ausländerseelsorge und vor allem im karitativen Bereich in Krankenhäusern und Heimen. Irgendwie fühlte ich mich hingezogen zu einem solchen Leben für den Nächsten und des Verzichts auf so manchen Luxus.

In fast jedem Kloster aber bemerkte ich eine Art des »Ewig Gleichen«, etwas sich immer Wiederholendes, vor allem im Tagesablauf: Morgengebet (Laudes) um 6.45 Uhr, danach Frühstück, um 8.00 Uhr dann Hl. Messe. Von 9-11.30 Zeit zur Arbeit in den verschiedensten Tätigkeitsbereichen. 11.45 Meditation, 12.00 Mittagessen. 15.30 Gruppengespräch, 17-17.30 Lesehore, und dann stille Zeit zur Betrachtung. Um 18.45 gab's dann wieder eine Hl. Messe und danach Abendessen. Ab 20.15 Uhr die sogenannte »Rekreation« (gemeinsame Erholung, d.h. Gespräche, Fernsehen usw.). Zuletzt um 21.30 das gemeinsame Nachtgebet in der Kapelle (die Komplet), danach Nachtruhe. Am nächsten Tag dasselbe wieder und wieder. Da kannte man dann schon alles auswendig.

Freitag war der trostloseste Tag überhaupt: »Tag der Stille«. An diesem Tag wird zum Essen nur Suppe, Brot und ein Getränk gereicht. Außerdem ist ständiges Stillschweigen ... wo ich doch so gerne lache ... und jetzt wie in der dunkelsten Gruft! Selbst der Gesang der Vögel im Klostergarten kam mir vor wie aus dem Jenseits. Mir gruselte es direkt, aber gerade dieser »stille Tag« sollte laut Ordensregel der »ermutigendste und fröhlichste« sein. Ich würde dadurch zu mir selbst und zu meiner klösterlichen Berufung finden.

Glücklicherweise war an diesen Freitagen immer die Bibliothek geöffnet, so konnte ich mir ein Buch leihen. Die meisten Werke waren mir völlig unverständlich, mit allerlei lateinischem Gepräge. Aber ein Buch, das »Handbuch religiöse Gemeinschaften«, weckte dann doch Interesse in mir. So fand ich unter vielen Glaubensgruppen genau das Gegenteil vom Kloster: *die Tempelgesellschaft!* Auf eine dogmenfreie Gemeinschaft wurde darin hingewiesen. Ob nun evangelisch oder katholisch – man wird trotzdem aufgenommen. Es gibt keine kirchlichen Sakramente. Außerdem stand die Tempelgesellschaft unter der Rubrik »Sondergemeinschaften«, also nicht wie viele andere unter »Sekten«.

So setzte ich mich dann nach meiner »Klosterkarriere« mit der Stuttgarter Tempelgesellschaft in Verbindung und bekam von dort Schriften, und es entstand ein recht erfreulicher und reger Briefkontakt. Nun ist es ja ein gewaltiger Unterschied zwischen dem Kloster (einem »steinernen Tempel«) und dem »lebendigen Tempel« in uns selber. Dauernde Bilderverehrungen und Gebetslitaneien in gemauerten »Tempeln« wie den Kirchen können wohl das Herz eines Asketen befriedigen, haben aber mit der INNEREN UMKEHR nichts zu tun.

Das Reich Gottes soll ja schon ein kleines Glanzstück der Liebe zum Nächsten bilden in *dieser jetzigen Welt*. Deshalb auch die Templerlosung: »Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit!« Also sollen wir gewiß auch trachten und achten auf das Reich Gottes in uns. Ich bin noch nicht lange Mitglied

der Tempelgesellschaft, werde jedoch versuchen, trotz all meiner Laster und Schwächen wenigstens ein bißchen beizutragen zur Verwirklichung der Neuen Erde.

Egon Stumpf, Zwiesel

Altes Gemeindehaus wird restauriert

Die »Palästina-Templer« unter unseren Lesern wird interessieren, daß die deutschen Länder eine Restaurierung des ehemaligen Gemeindehauses der Tempelkolonie in Haifa mit einer finanziellen Zuwendung in Höhe von 2 Mio. DM ermöglicht haben. »Ein entsprechender Zuwendungsvertrag mit dem Oberbürgermeister der Stadt Haifa, Amram Mitzna, wurde unterzeichnet, eine erste Rate von 600.000 DM bereits nach Haifa überwiesen«, dies teilte Ministerpräsident Erwin Teufel als derzeitiger Vorsitzender der Ministerpräsidentenkonferenz am 9. Juli in Bonn mit. »Mit diesem Projekt wollen wir ein sichtbares Zeichen setzen, um unsere Verbundenheit mit Israel zum Ausdruck zu bringen.«

Die Stadt Haifa will das Gemeindehaus im Rahmen der Gesamtsanierung der Tempelkolonie in ein Museum zur Geschichte der ehemaligen deutschen Siedlung umwandeln. Ferner soll in einem zweiten Bauabschnitt durch die Einbeziehung eines weiteren historischen Gebäudes eine Begegnungsstätte für Jugendliche aus dem In- und Ausland realisiert werden. Mit der Fertigstellung des ersten Bauabschnitts wird etwa Mitte 1999 gerechnet.

Wir Templer freuen uns sehr über diese bedeutende staatliche Hilfe, die dem beklagenswerten Zustand des alten Gemeindehauses endlich ein Ende bereiten wird, und danken allen, die sich um eine Erhaltung des Gebäudes und um das Zustandekommen einer finanziellen Regelung verdient gemacht haben.

Zwei Fragen an unsere Leser

1. Lesen Sie unsere »Monatsschrift für freie Christen« gern?

Wenn ja, dann gibt es vielleicht in Ihrem Freundes- oder Bekanntenkreis jemanden, dem Sie davon erzählen könnten. Vielleicht möchte er das Blatt auch kennenlernen. Die »Warte« wird ja herausgegeben für Mitglieder **und** Freunde der Tempelgesellschaft. Zum Kennenlernen versenden wir sie 6 Monate **kostenlos**. *Fordern Sie Leseproben an!*

2. Finden Sie unsere religiösen Gedanken ansprechend?

Wenn ja, dann wäre es naheliegend, sich als **Mitglied** unserer Gemeinschaft anzuschließen. Dürfen wir Ihnen unsere Aufnahmebedingungen zusenden? Oder wünschen Sie weitere Aufklärung über unser Anliegen?